Die Geister des Sturmes.

Sozialer Roman von

Karl Landsteiner.

(2. Fortsetzung.)

Sie sagten es ihm nicht, er aber fühlte es heraus — er las gleichsam in ihren Mienen, in ihren Augen, in ihrer Haltung etwas, das ihn eigenthümlich anmuthete. Er glaubte zu erkennen, daß sie sich dadurch gedrückt fühlten, für einen anderen zu arbeiten, der, was sie mit Mühe zustande brachten, mühelos verwerthete. Guntram wagte es nicht, diese seine Eindrücke dem Vater mitzutheilen; er wußte nur zu gut, daß er damit an den Unrechten käme — aber sein Geist beschäftigte sich mit diesen interessanten Problemen und — was ihm bisher gleichgültig gewesen — gewann jetzt Bedeutung für ihn und regte ihn an, darüber nachzudenken.

Doch auch die es trat wieder in Beziehung zu der Arbeitstochter, die in seines Vaters Hause lebte. Sie war ja sozusagen die Verkörperung des großen Problems, dem er soeben nahe gekommen, und sie war es, um derentwillen er die Angelegenheit zu studieren suchte. Gelang es ihm, dem Mädchen in dem gerecht zu werden, was ihre ganze Seele füllte, so mochte es ihm doch noch gelingen, ihre so heiß erlehnte Zuneigung zu gewinnen.

Aber wie sollte er ihr gerecht werden?

Das war die Frage.

6. Kapitel.

Der junge Bildhauer, welcher die Büste des Onkels Kasimir modellirte, war aus Triest gebürtig und schien außerordentlich talentiert zu sein. Nach ganz leichten Andeutungen, die ihm der Fabrikdirektor gegeben, hatte er einige Ornamente, in Thon, für ein Theater hergestellt, welche die Bewunderung aller Sachverständigen erregten. In seinen freien Stunden machte er in der Art der Tanagra-Figuren kleine Statuen: Matrosen, Fischer und Hirten, Bauernmädchen in der Tracht seiner Heimath, manchmal auch Karikaturen, Gigerln, radfahrende Damen, lange Engländer, und bemalte dieselben. Der Werkmeister und mancher Fabrikarbeiter waren porträtähnlich nachgebildet worden. Wer ein solches Figürchen von ihm haben wollte, mußte ein kleines Geldopfer bringen, welche Beträge Carlo Mestieri, so hieß der junge Künstler, in einer Blechbüchse verwahrte. Er habe eine kranke Schwester, für welche dieses Geld, sagte er, bestimmt sei. Guntram betrachtete die kleinen Kunstwerke mit Vergnügen und wählte sich mehrere aus, wofür er gern einige Silbermünzen in die Sammelbüchse warf. Der Bildhauer verneigte sich dankend und erbot sich, für den jungen Herrn, wenn er es wünsche, auch größere Statuetten zu verfertigen. Guntram hatte den Einfall, Mestieri zu ersuchen, seine Schwestern Helene und Frizzi in dieser Weise abzubilden und versprach ihm, Photographien der beiden Mädchen zu bringen.

„Soll ich das dritte Fräulein," fragte der Bildhauer, „das bei Ihnen wohnt, nicht auch modellieren?"

Guntram war verlegen; er fühlte, wie ihm das Blut in das Gesicht stieg. Ob der Italiener das bemerkt hatte? Nach einer kleinen Pause erwiderte Guntram: „Ich besitze keine Photographie von ihr." — „Ich will es ohne eine solche versuchen," sagte der Bildhauer lächelnd.

Mestieri war ein hübscher Bursch. Ein bleiches, marmorartiges Gesicht, aus dem dunkle Augen leuchteten, ein schwarzer Lockenkopf charakterisierten seine welsche Abstammung. Er trug einen langen Leinwandkittel und eine Papiermütze auf dem Haupte. Seine Hände waren zart und fein, echte Künstlerhände.

Guntram nahm den Antrag nicht an, lehnte denselben aber auch nicht ab. Er warf dem Bildhauer einen prüfenden Blick zu und: „Wie kommen Sie hierher?" fragte er ausweichend.

„Sie meinen, gnädiger Herr, wie ich dazu komme, in einer Fabrik zu arbeiten?"

„Ja, denn die Fabrik scheint mir nicht das richtige Arbeitsfeld für einen Künstler zu sein!"

„Künstler! Hm! Was man so Künstler nennt! Ich bitte Sie, es gibt so viele derartige Leute, daß es schwer ist, sich durchzuringen. Und man muß leben."

„Wo erlernten Sie Ihre Kunst?"

„Mein Vater war ein Gipsfigurenhändler in Triest. Das Geschäft ernährte ihn und seine Familie aber nur kümmerlich. Wir gingen oft hungrig zu Bette. Von einer eigentlichen Ausbildung konnte also für mich keine Rede sein, wenn ich auch ein wenig zeichnen und modellieren lernte. Ich wollte daher einen anderen Beruf wählen. Am liebsten wäre ich Matrose geworden. Ich sah ja das herrliche Meer, die prächtigen Schiffe, das bewegte Leben im Hafen. Stundenlang trieb ich mich am Molo umher, bewunderte die unzähligen Fahrzeuge aus aller Herren Ländern und beobachtete das Aus- und Einladen der Waren. Ich malte mir das Seeleben in den schönsten Farben aus. Mein Vater aber wollte davon nichts wissen."

„Trotz seiner Armuth?"

„Allerdings. Er meinte, was ihm nicht vergönnt sei, zu erreichen, das würde mir glücken. So blieb ich zu Hause, half dem Vater Gipsabgüsse machen und trug die Figuren in den Straßen herum, sie zum Kaufe anbietend. Da fügte es sich, daß ein vornehmer Herr mir eine Madonna abkaufte und mir auftrug, die Statuette in seine Wohnung zu bringen. Daselbst erkundigte er sich um unsere Verhältnisse und eines Tages ließ er meinen Vater zu sich kommen. Er machte ihm den Vorschlag, mich seinem Freunde, einem bekannten Bildhauer zu empfehlen, damit mich derselbe in die Lehre nähme. Das war nun ein großes Glück für uns — wie aber jedes Glück auf Erden seine Schattenseite hat, so war es auch hier der Fall. Der Bildhauer verließ Triest und begab sich nach Mailand, wohin er mich mit Zustimmung meines Vaters mitnahm. In der schönen lombardischen Hauptstadt sah ich so viele, großartige Kunstwerke; mein Meister ermöglichte es, daß ich die Brera besuchte und Studien machte. Ich war auf dem besten Wege, etwas Tüchtiges zu werden, als mein Meister starb und ich verlassen dastand in der großen Stadt. Ich schrieb an meinen Gönner in Triest, erhielt jedoch keine Antwort. Später erfuhr ich, daß er von Triest weggezogen sei, weil er sich mit der Kommunalbehörde entzweit hatte. Daher kam mir also keine Hilfe. Die Hinterbliebenen des Meisters kümmerten sich auch nicht um mich; das Atelier wurde geräumt, die Kunstwerke versteigert und den Hilfsarbeitern gekündet. Ich war aber nicht einmal das, denn der Meister hatte mich zwar wie einen Sohn gehalten aber für meine Zukunft nicht gesorgt. Vielleicht wollte er das, aber die Hand des Todes riß ihn plötzlich hinweg... an meinen Vater konnte ich mich nicht wenden, denn ich wußte ja, daß er selbst nichs besitze; so mußte ich mit einer winzigen Geldsumme, welche man mir aus besonderer Gnade einhändigte, die Wanderschaft antreten. Ich war, wenn ich so viel erübrigen wollte, um von Venedig nach Triest überschiffen zu können, gezwungen, zu Fuße durch das Land zu ziehen, was mir freilich nicht schwer fiel. Ich lernte manches kennen, lebte sehr frugal und erreichte Triest endlich gerade noch im rechten Augenblicke, um von meinem guten Vater Abschied zu nehmen für immer. Nun galt es, die Mutter und mein liebes, aber leider kränkliches Schwesterchen zu erhalten. An eine weitere Ausbildung war nicht mehr zu denken; es hieß, Geld verdienen. Die Kunst hat nur für den vom Schicksal Begünstigten goldenen Boden; das Kunsthandwerk aber ernährt auch den minder Glücklichen. Ich nahm Beschäftigung, wo ich ich sie fand, bis auch mein Mütterchen dahinging und ich und Cecchina allein zurückblieben in dieser bösen herzlosen Welt..."

Der junge Bildhauer senkte sein schönes Haupt, um die Thränen zu verbergen, welche seine Augen umflorten.

„Ich habe nicht mehr viel hinzuzufügen," sagte er nach einer Weile. „In einer Zeitung las ich, daß in der Reden-Weinheimischen Fabrik Leute aufgenommen würden, die sich auf Modelliren, Gipsguß und Bildhauerarbeit verstünden. Da war Aussicht auf dauernde Beschäftigung und so riß ich mich von Cecchina, die ich bei einer alten Frau, einer Freundin meiner verstorbenen Mutter unterbrachte, los und reiste hierher, wo ich wirklich eine Anstellung erhielt. Sehen Sie, gnädiger Herr, so muß man sich in der Welt herumschlagen, um sein Stückchen Brod zu verdienen und könnte doch etwas ganz anderes erreichen, wenn man die Mittel dazu hätte..."

Tief bewegt verließ Guntram den jungen Mann und ging die Treppe hinab, wie er meinte, in den Hof; er gelangte jedoch in einen rauchgeschwärzten Raum und durch denselben in das Gußhaus. Dort standen mehrere Arbeiter um die Esse herum; sie schienen im Augenblicke nichts zu thun zu haben und plauderten mitsammen. Guntram hörte deutlich seinen Namen. Als seine Schritte vernehmlich wurden, schwiegen die Arbeiter und machten sich schnell etwas zu schaffen. Erst hierauf, als ob sie ihn nicht sogleich bemerkt hätten, grüßten sie den Sohn des Fabrikherrn.

„Was macht ihr da?" erscholl plötzlich eine Stimme. Es war die des Direktors Morgenbesser, der durch eine Nebenthüre eintrat. Als er Guntrams ansichtig wurde, sagte er: „Es wird heute nicht gearbeitet in der Gießerei; dennoch finden Sie Leute hier. Was wollen diese? Wer sind sie? Die guten Freunde, Kuspitz, Wernhart, natürlich auch der brave Mattausch und der Ducknäuser, der Janik. Seht aber nur zu; lange werdet ihr es nicht mehr treiben!"

Die Arbeiter schlichen einer nach dem anderen hinaus. Freundlich waren aber die Blicke nicht, die sie dem Direktor zuwarfen. Als sie draußen waren, entschuldigte sich der Direktor gegen Guntram, daß er er „ein wenig das Rauhe hervorgekehrt", aber diesen „Aufwieglern" gegenüber müsse er es thun. Diese „Kerle" finde man häufig in solchen Abtheilungen, in denen gerade nicht gearbeitet werde, „beisammenstecken, wo sie allein miteinander zischeln und radamontieren können.... Sie arbeiteten nur gezwungen und nachlässig und schienen etwas zu planen, dem er aber durch den Antrag auf Entlassung demnächst zuvorzukommen gedenke."

„Sie dürften wahrhaftig," sagte Guntram, „recht haben, Herr Direktor, denn ich hörte soeben meinen Namen nennen. Jedenfalls redeten sie von mir. Ich wüßte aber nicht, wie ich in ihr Gespräch komme."

„Sie sind der Sohn Ihres Vaters. Grund genug, Sie zu lästern — denn Gutes haben sie sicher nicht von Ihnen gesprochen."

„Was wollen sie denn?"

„Was sie wollen? Du lieber Gott! Nichts arbeiten und gut leben. Das wollen sie, wie die meisten anderen auch."

„Das ist aber nicht möglich. Sehen sie denn das nicht ein?"

„Vielleicht sehen es einige ein, die meisten gewiß nicht. Und warum nicht? Weil sie aufgehetzt durch Zeitungen, Flugschriften und die Brandreden ihrer Führer dem Wahne sich ergeben, es werde eine Zeit kommen, in welcher den Taugenichtsen und Faullenzern die gebratenen Tauben ins Maul fliegen."

„Es giebt aber doch sehr viele brave und fleißige Arbeiter?"

„Gewiß — aber deshalb sind sie doch mehr oder weniger von dem Gifte des Sozialismus angesteckt. Dazu kommt, daß fast gar kein Arbeiter mehr einen religiösen Glauben hat, der allein imstande ist, den Menschen mit seinem Lose zufrieden zu machen. Man hat ihnen den Katechismus förmlich ausgetrieben, sie mit naturhistorischen Brocken vollgestopft und selbst den Glauben an einen Herrgott im Himmel genommen. Was Wunder, wenn sie dann nur daran denken, sich's hier auf Erden wohl sein zu lassen."

„Da können sie freilich niemals befriedigt werden. Sie sollten aber doch erkennen, daß auch, wenn es einmal zu einem Umsturz kommen sollte, alle gleichmäßig glücklich zu machen kaum angehen würde. Deshalb, dächt' ich wäre es vernünftiger, auf gesetzlichem Wege und im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung solche Reformen zu erstreben, welche jedem ehrlichen Arbeiter eine sorgenfreie Existenz ermöglichen."

„Da haben Sie recht; und es fehlt auch nicht an solchen Bestrebungen innerhalb der Arbeiterschaft. Ich erinnere nur an die Opposition jenes Arbeiterführers gegen die sozialistischen Großherren, der meinte, man könne eine friedliche Revolution machen. Friedliche Revolution! Ein Widerspruch in sich selbst. Ich aber sage, dieser Mann ist entweder ein Schwärmer oder ein Heuchler, der etwas sagt, was er selbst nicht glaubt. Der „reine Pflanz!" wie man ein solches Geflunker zu nennen pflegt."

„So halten Sie eine solche Reform für unmöglich?"

„Das nicht — aber den Intentionen der Arbeiterführer, den Wünschen der großen Masse der Arbeiter entspricht sie nicht."

„Woraus schließen Sie das?"

„Je nun — ich kenne meine Leute. Sie sind durchgehends revolutionär. Auch die besten Arbeiter erstreben eine stete Erhöhung des Lohnes und eine ebenso stete Herabminderung der Arbeitszeit. Wenn sie acht, wenn sie sieben Stunden arbeiten, so ist ihnen das immer noch zu viel; sie behaupten, daß bei einer gleichmäßigen Vertheilung der Arbeit unter alle Staatsbürger nur zwei, höchstens drei Stunden auf Einen kommen. Wenn sie nun dieser Meinung sind, wie können sie mit den gegenwärtigen Verhältnissen zufrieden sein, wie können ihnen alle, noch so guten Einrichtungen genügen? Ein Unzufriedener sucht aber eine Veränderung seines Zustandes herbeizuführen. Die Veränderung, von der sie glauben, sie werde ihnen all das Ersehnte bringen, ist die soziale Revolution."

„Sie halten also den Umsturz für unvermeidlich?"

„Das hab' ich nicht gesagt. Wo steht denn geschrieben, daß die Gesellschaft sich von den Arbeitern unterjochen lassen muß? Freilich, wie die Sachen jetzt stehen, ist nicht viel Aussicht vorhanden, daß man der Umsturzpartei Herr werden wird. Doch davon will ich lieber nicht reden."

„Warum nicht? Ich bin Ihnen gewiß sehr dankbar, wenn Sie mich aufklären, Herr Direktor."

„Vielleicht ein anderes Mal. Jetzt muß ich mich ohnehin schon von Ihnen empfehlen, denn ich habe den Transport der großen Vasen für das Treppenhaus des Museums für Volkskunde zu besorgen."

Der Direktor eilte fort, Guntram in einem Zustand ungewohnter Aufregung zurücklassend. Wie hatte er denn bisher gelebt? Für alles, was da in seiner nächsten Nähe, sozusagen im Machtgebiete seines Vaters vorging, hatte er keine Augen gehabt? Er hatte viele Leute gesehen, die für seinen Vater arbeiteten und von ihm bezahlt wurden, und hatte das als eine einfache Thatsache hingenommen. Nun aber erfuhr er, daß es keine so einfache Thatsache war, im Gegentheil ein höchst verwickelter Prozeß, eine schwer zu entscheidende Streitfrage, eine drohende Katastrophe.....

In sich versunken schritt er über den großen Hof der Fabrik, als plötzlich jemand auf ihn zueilte, so daß er erschrak. Es war jedoch kein Grund, zu erschrecken. Ein Frauenzimmer, das er schon gesehen zu haben glaubte, ohne sich ihrer jedoch genau zu erinnern, erfaßte seine Hand, um sie zu küssen. Dem wehrte er und fragte die Person, ob sie etwas von ihm wünsche?

„Gewiß, gnädiger Herr!" sagte sie. „Ich bitte, mir ein wenig Gehör zu schenken. Ja? Darf ich sprechen?"

„Sprechen Sie!"

„Ich bin die Kathi, die Kuspitz-Kathi, gnädiger Herr! Fräulein Lori ist meine Freundin, das heißt, ich bin ihre Freundin; ich habe sie nämlich sehr lieb. Wer sie kennt, muß sie lieb haben. Aber in Ihrem Hause, verzeihen Sie, scheint man sie nicht zu kennen sonst würde man sie nicht so unmenschlich behandeln."

„Wer thut denn das?"

„Ich weiß nicht, wer, aber es geschieht. Mein armes Lorchen! Ach, sie ist ja eine Gefangene. Weh ihr, wenn sie es wagt, das Haus zu verlassen. Das ist traurig, sehr traurig!"

Guntram wußte nicht, was er auf diese Anklagen ekwidern sollte. Er konnte sich doch nicht mit dem, keineswegs sein Vertrauen erweckendes Mädchen in eine Auseinandersetzung einlassen? Endlich sagte er doch: „So, wie Sie es darstellen, verhält es sich nicht. Uebrigens, was geht es denn Sie an?"

„Was es mich angeht? Mich, ihre Freundin? Aber ich will gar nicht von mir sprechen. Mir ist es nur um die arme Frau Wernhart zu thun. Um diese thut es mir so schrecklich leid. Es war für sie ein so großer Trost, wenn die liebe Lori zu ihr kam, mit ihr plauderte und ihr manchmal eine kleine Erfrischung brachte! Nun darf das nicht mehr sein! Ach, diese vornehmen, reichen Leute haben doch gar kein Herz! Was liegt ihnen daran, wenn so eine armselige Frau aus dem Volke ohne freundlichen Zuspruch, ohne Pflege, ohne ein Trostwort auf dem Schmerzenslager sich windet. Soll sterben, die Elende! Um ein solches Wesen mehr oder weniger auf der Welt, wer kümmert sich darum!"

„Sie sind ungerecht!"

„Ungerecht, gnädiger Herr, will ich gern sein, wenn Sie es durchsetzen, daß mein Lorchen wieder zu Frau Wernhart kommen darf. Nicht nur ungerecht will ich sein, ich will Ihnen auf den Knieen danken, und ich und Lori wollen Sie segnen für diese gute That."

Obwohl Guntram nicht umhin konnte, das Benehmen des scheltenden und jammernden Mädchens als ungeziemend zurückzuweisen, so griffen ihm die Worte, die er vernahm, dennoch an's Herz. Aber nicht nur Mitleid, auch Aerger erfüllte ihn, weil er von einer Aufregung in die andere versetzt wurde. Was war denn das für ein Tag heute, an dem seine Seele so gar nicht zur Ruhe kam? Er bedachte nicht, daß es ihm auch einmal so erging, wie Tausenden von Menschen, die in einem fortwährenden Kampfe mit sich selbst und mit der Welt ihre Kräfte abnützen und doch nicht erreichen, was sie wünschen.

Glücklich diejenigen, welche die mannigfachen, widersprechenden Eindrücke der Zeit und des wechselvollen Lebens in ihrem Geiste zu verarbeiten, zu ordnen und für sich nutzbar zu machen verstehen!

So weit war Guntram noch nicht. Er war ja noch jung. Die Weisheit, welche ein Antheil des abgeklärten Alters ist, wie sollte sie schon bei ihm zu finden sein?

Anstatt sich mit irgend einer unverbindlichen Bemerkung von dem Mädchen abzuwenden, versprach er demselben, zu sehen, was sich in der Sache thun lasse, worauf die „Rabenkathi" schnurstracks zur Frau Wernhart lief und ihr mittheilte, sie habe des jungen Herrn v. Reden Wort, daß Lori wieder zu ihr kommen dürfe.

Der Zustand der kranken Frau hatte sich aber seit einigen Tagen so verschlechtert, daß ihre Auflösung nahe bevorstand. Lori mußte also unverzüglich im Hause Wernharts erscheinen, wenn sie dessen Frau noch sehen und sprechen sollte.

Daß es so gefährlich mit der Kranken stand, wußte Guntram allerdings nicht, er nahm sich aber dennoch vor, sogleich mit dem Vater zu sprechen. Dieser war nicht sehr erbaut über die Vermittlerrolle, die sein Sohn übernommen, gestattete jedoch in Anbetracht des Umstandes, daß Frau Wernhart im Sterben liege, Lori den Besuch, wenn sie ihn um die Erlaubnis dazu bitte. Unerwarteterweise ging diese aber nicht darauf ein. Am Leichenbegängnisse der armen Frau nahm sie allerdings theil, jedoch nur am Friedhofe.

Guntram, der sich mit dem Gedanken geschmeichelt hatte, daß er ihr mit der Erwirkung der Erlaubnis eine Freude bereite, konnte sich nicht erklären, warum sich Lori weigere, von derselben Gebrauch zu machen.

Als während des Abendessens die Rede davon war, daß Frau Wernhart gestorben sei, saß Lori stumm und in sich gekehrt da. Niemand fragte sie, aus welchem Grunde sie es versäumt habe, die Sterbende heimzusuchen. Guntram hätte es wohl gern gethan, er fand aber nicht das richtige Wort. Erst als Lori sich erhoben und gute Nacht gesagt hatte, sprach er dem Vater gegenüber es aus, wie sonderbar Loris Verhalten in dieser Sache sei.

„Ich finde nichts Sonderbares dabei", entgegnete Herr v. Reden. „Lori ist ein Trotzkopf. Nachdem sie sich einmal vorgenommen, nicht mehr mit den Arbeitern zu verkehren, thut sie es auch nicht, wenn es ihr gestattet wird. Wahrscheinlich betrachtete sie es auch als eine Demüthigung, daß sie mich bitten sollte".

„Oder sie schämte sich", sagte Helene, „nur in diesem äußersten Falle ihre ehemaligen Freunde besuchen zu dürfen".

„Falsche Scham also, glaubst du?"

„Falsch war sie gewiß", meinte Frizzi. „Ob es aber Scham oder etwas anderes war? Wer weiß es".

Am nächsten Morgen ging Guntram sogleich nach dem Frühstück, welches er allein zu sich nahm, weil er nicht so lange warten wollte, bis die Damen ihre Toilette beendet hatten, hinunter in den Park und begann in seinen Studienheften zu lesen.

Diesmal war er aber gar nicht bei der Sache.

Das kaleidoskopische Bild des gestrigen Tages tanzte vor seinen Augen herum; bald sah er den blassen Bildhauer vor sich stehen und lauschte der Erzählung von seinen Kämpfen und Leiden, bald beobachtete er die Arbeiter, welche Verschwörern gleich um die Esse herumstanden und geheimnisvoll miteinander flüsterten, dann bedrängte ihn wieder die Rabenkathi mit zudringlichen Bitten und endlich tauchte Lori vor ihm auf, wie sie bei Tische still und nachdenklich da saß, ohne ein Wort zu sprechen und nur dem Schein nach essend.

Was in diesem seltsamen Mädchen vorging, er wußte es so beiläufig und doch verstand er es nicht.

Ein halb gelöstes Räthsel, das bekanntlich das Verlangen, es vollständig aufzulösen, noch mehr reizt als ein völlig ungelöstes!

Es war ein wunderschöner Herbstmorgen. Die letzten Rosen prangten noch an den schon mit welkenden Blättern bedeckten Zweigen; Georginen und Astern schmückten jetzt die Blumenbeete als die Todesboten der schönen Jahreszeit. In den Baumkronen, die fortwährend dürre Blätter auf die Erde streuten, schlugen Finken und lockten die Rothkehlchen. In dem schattigen Park fanden die kleinen Sänger überhaupt das ganze Jahr hindurch ein Asyl und Schutz vor den Verfolgungen, denen sie draußen im Freien ausgesetzt waren.

Guntram schenkte dem reizenden Naturbilde keine Beachtung, aber er empfand doch die erquickende Frische der Morgenluft und athmete dann und wann tiefer und wie erleichtert auf.

Da er durch andere Gedanken immer von seinem Studium abgelenkt wurde und wenn er eine Seite gelesen hatte, entdeckte, daß er nicht wisse, was er gelesen, so gab er es auf, dieses fruchtlose Spiel fortzusetzen. Er schritt langsam durch die Alleen und gelangte zu dem kleinen Weiher, in dessen Mitte ein Springbrunnen bald längere, bald kürzere Wasserstrahlen emporschleuderte. Um diesen Weiher herum standen einige Ruhebänke. Plötzlich bemerkte Guntram, daß auf einer derselben Lori saß. Sie rührte sich nicht, als hoffte sie, daß er sie nicht entdecken werde. Aber, wenn sie dies wirklich erwartete, so täuschte sie sich.

„Du hier, Lori? So früh schon?"

„So früh? Es ist ja doch schon acht Uhr vorüber."

„Nun für mich ist es nicht zu früh — aber für dich!"

„Aha, du meinst, ich müßte auch so lange Toilette machen, wie deine Schwestern? Ich bin bald fertig."

Guntram betrachtete sie einen Augenblick. Sie hatte ein einfaches, hellfarbiges Kleid an und ein dunkles Tuch über Brust und Nacken geworfen. Ihr sonst blasses Gesicht war durch die Morgenluft ein wenig geröthet. Sie erschien ihm so hübsch, daß er sich kaum zurückhalten konnte, es ihr zu sagen. Sollte sie, wie Frau v. Reden sich geäußert, über Nacht zu einer Schönheit erblüht sein? Der arme Guntram wenigstens war davon überzeugt.

„Warum stehst du so, wie verloren da?" fragte sie, ihn aus seiner Verzückung reißend. „Willst du mir etwas sagen?"

„Ja — gewiß — ja! Ich wollte dich fragen, warum du nicht zu Frau Wernhart gingst? Du weißt doch, daß ich den Vater darum bat."

„Ich weiß es."

„Ich glaubte, dir einen Gefallen damit zu erweisen."

„Bat ich dich etwa darum?"

„Nein, aber deine Freundin — die — die —"

„Die Kuspitz! Das alberne Ding. Was ging es sie an?"

„Ich glaube, sie meinte es gut."

„Möglich. Mir aber war es nicht gelegen, um etwas zu bitten, was mir eigentlich nicht verwehrt werden dürfte, wenn Gerechtigkeit und Billigkeit in diesem Hause herrschte."

„Ein harter Vorwurf, Lori!"

„Kein Vorwurf kann zu hart sein, der sich auf die Behandlung bezieht, die mir zu theil wird."

„Was soll ich sagen? Du fühlst dich hart behandelt, in der That wirst du es aber nicht."

„Das scheint dir so, weil du euren Maßstab, den Maßstab der übermüthigen Reichen, an mich, das arme Mädchen legst, das es als großes Glück betrachten soll, die Brosamen, die von eurem Tische fallen, aufzulesen."

„Lori, du thust mir weh. Den Maßstab, den ich an dich lege, den kennst du nur zu gut. Aber du willst nicht erkennen, was du uns, was du mir bist. Doch lassen wir das — du hast mir droben beim Walde schon unzweideutig gesagt, was ich dir bin."

„Konnte ich anders? Unsere Wege können sich niemals treffen."

„Warum nicht, Lori"

„Weil — nun weil deine Welt nicht die meine ist. Ich denke anders, ich fühle anders, als ihr; meine Lebensanschauung, meine Zukunftshoffnungen sind den eueren entgegengesetzt. Ihr pocht auf euere Stellung, euere Geldsäcke, euere Macht über uns, über diejenigen, denen ich mit Herz und Sinn angehöre, immer angehören werde. Ihr unterdrückt uns, ja, ihr müßt uns unterdrücken, wenn ihr bleiben wollt, was ihr seid. Wir aber sind nur von dem Einen und einzigen Gedanken erfüllt, diese Zwingherrschaft zu brechen. Ihr glaubt, wenn ihr den Arbeitern einen armseligen Wochenlohn gebt, wenn ihr so viel bewilligt, daß sie mit knapper Noth ihr Leben fristen können, so müssen sie euch als ihre Wohlthäter verehren. Sie aber sprechen euch das Recht ab, ihnen für ein Stück Brot die Fesseln der Sklaverei anzulegen; sie wollen sein wie ihr, ja, mehr als ihr, denn sie arbeiten und ihr nicht—sie wollen ihre Menschenwürde, sie wollen Freiheit — Freiheit".

Sie war aufgesprungen und mit flammenden Augen, mit glühendem Antlitze sprache sie. — Guntram war vor Staunen außer sich. Mit geheimem Entsetzen und doch voll Bewunderung horchte er den Worten dieses Mädchens, das sich als weiblicher Anwalt, als Vertreterin aller derjenigen fühlte, die sie als die Enterbten, als die Mißbrauchten und Ausgebeuteten der menschlichen Gesellschaft betrachtete. Und sie — die sich über ihr äußeres Schicksal gewiß nicht zu beklagen hattt — sie zählte sich zu ihnen, sie war bereit, auf alle Vortheile, die ihr aus ihrer jetzigen Lebensstellung erwuchsen, zu verzichten, ja, es dünkte sie das sogenannte „Glück", das sie genoß, als Verrath an denen, die sie mit düsterem Stolz die Ihrigen nannte.

7. Kapitel.

Ja — Lori hatte sich geistig und körperlich in überraschender Weise entwickelt, wenn auch von den Mitgliedern der Familie des Fabrikherrn eigentlich nur Guntram so recht dessen inne wurde. Er konnte, wenn er wollte, dies als eine Bevorzugung betrachten, da sie nur ihm gegenüber ihrem Groll und der Leidenschaft, die in ihrem Herzen loderte, Luft machte. Es war jedoch keine wohlthuende Bevorzugung, — im Gegentheile. Hätte er ruhig und nicht geblendet von der in seinen Augen unvergleichlichen Erscheinung des Mädchens sich vergegenwärtigt, in welcher Weise sie mit ihm verkehrte, er hätte sich beschimpft und entwürdigt fühlen müssen. Es kam ja gar nicht darauf an, ob und inwieweit Lori recht hatte; eine Rede voll Feuer und Leidenschaft reißt so leicht ein empfängliches Gemüth hin, erzwingt sich fast den Glauben, an die Wahrheit des Gesagten. Aber war es zu billigen, daß sie so gar keine Rücksicht auf diejenigen nahm, denen sie doch alles verdankte, war es edel, dem jungen Manne, der von den wärmsten Empfindungen für sie erfüllt war, in solcher Weise entgegenzutreten?

Wenn sie nur die Absicht hatte, ihn gänzlich sich zu entfremden, ihn einfach zurückzustoßen, so war ihr Benehmen allenfalls erklärlich, aber keineswegs zweckmäßig. Hätte sie Guntram ignoriert, sich mit ihm in keine Erörterungen eingelassen, ihm den Rücken gekehrt, wenn er sich ihr näherte, so hätte sie jenes Ziel unzweifelhaft leichter erreicht. Auch die härtesten Worte waren immer Worte, zu ihm gesprochen; in ihrer Rede war immer etwas, was ihn zwar beleidigte, kränkte und verletzte, zugleich aber ihn zum Nachdenken reizte, seinen Geist mit dem Sinn der Rede und mit der — Redenden beschäftigte. Sie hatte von vollkommenen Gegensätzen, die zwischen ihr und seiner Familie bestärden, gesprochen — aber die Gegensätze berühren sich bekanntlich., Sie hatte zu Guntram gesagt: „Unsere Wege können sich niemals treffen!" Guntram aber dachte trotzdem an die Möglichkeit, daß sich ihre Wege einmal treffen könnten.

Es giebt Neigungen, die so hartnäckig sind, daß sie einem Zuge von Lemmingen gleichen, die sich durch kein Hindernis von ihrer Wanderung abhalten lassen.

Guntrams Liebe zu Lori schien etwas von dieser instinktiven Hartnäckigkeit der Wanderthiere zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sozialdemokrat[illegible] und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Bol[illegible]

Zweiter Teil.

IX.

Entweder — Oder.

(Schluß.)

Während Ehrwart die Er[illegible] begleitete, führte Frau Emm[illegible] jungen Mann nach dem Sal[illegible] zog sich dann zurück.

Damberg stand in der Mit[illegible] gedehnten und geschmackvol[illegible] gestatteten Raumes, in der H[illegible] eines Menschen, welcher vo[illegible] nächsten Minuten die Lösun[illegible] Lebensfrage erwartet. Sei[illegible] scheidenheit spiegelte ihm vor[illegible] er von Hildegards Vater be[illegible] übersteige das Maß zustehend[illegible] sprüche, und sei der Ausdruck [illegible] bührlicher Selbstüberhebung. [illegible] Einflüsterungen der Bescheid[illegible] wurden kräftig unterstützt dur[illegible] ideales Empfinden für Hild[illegible] zu deren jungfräulicher Hohe[illegible] Blick sich erhob, wie zu einem [illegible] Wesen. Durch solche Gefüh[illegible] herrscht und beunruhigt, [illegible] Damberg jetzt durch Ehrwart [illegible] tritt in seinen Betrachtungen [illegible] brochen.

Noch lagen einzelne Floc[illegible] steren Gewölks auf Gottfried[illegible] sicht, von der letzten Äußeru[illegible] Ministers hervorgerufen. B[illegible] Anblick des Besuches erhellt[illegible] seine Züge, und warm drü[illegible] dem jungen Mann die Hand.

„Willkommen, mein Fr[illegible] Wie geht es Ihnen? Aber, [illegible] ist das? Im vollendeten W[illegible] putze? Sie machen uns doch [illegible] Abschiedsbesuch?"

Entschuldigen Sie gütigst, [illegible] Direktor, wenn ich heute in p[illegible] licher Angelegenheit bittend v[illegible] trete!" begann er feierlich u[illegible] klommen. „Die hohen Ve[illegible] Ihrer Fräulein Tochter, die [illegible] namenloser Innigkeit verehr[illegible] liebe, drängen mich zu der [illegible] ßung, dieses Kleinod als [illegible] und Lebensgefährtin von Ih[illegible] begehren. Finden Sie meine [illegible] schaften im Einklang mit jene[illegible] derungen, die Sie an Ihren [illegible] stellen, dann erbitte ich die [illegible] um Hildegards Hand werb[illegible] dürfen."

Ehrwarts Gesicht war se[illegible] geworden.

„Man kann vom Vater [illegible] größeres verlangen, als sein [illegible] sprach er. „Kinder sind k[illegible] Kleinodien, von Gott den [illegible] anvertraut, um sie zu fr[illegible] Christen für das ewige Lebe[illegible] zu tüchtigen, leistungsfähige[illegible] schen für das irdische Dasein [illegible] ziehen. Selbst auf die We[illegible] Kinder, bezüglich der Ehe, [illegible] sich die Verantwortlichkeit der [illegible] Wäre irgend ein anderer mit [illegible] Bitte vor mich getreten, d[illegible] geständnis wäre gar nicht [illegible] wenigstens nicht ohne vor[illegible] gangene Bedenkzeit und P[illegible] zu erlangen gewesen. Bei [illegible] fällt mir das Zugeständnis [illegible] Ich habe Sie achten gelernt, [illegible] in Ihrer Stellung zu Gott, [illegible] den Menschen. Sie werden [illegible] Tochter ein treuer, liebende[illegible] sein, und gewissenhaft die P[illegible] des Familienhauptes erfülle[illegible] rum gestatte ich Ihnen nic[illegible] um Hildegards Hand zu w[illegible] ich danke Ihnen zugleich [illegible] Ehre und Freude, welche Ih[illegible] mir und den Meinigen b[illegible] Indessen will ich nicht voreil[illegible] denn nicht bei mir, sond[illegible] Hildegard liegt die Entsch[illegible] Aber ich vermute," schloß erl[illegible] „insoweit ich die Tiefen de[illegible] lichen Herzens ergründen [illegible] wird Ihnen Hildegard keine [illegible] geben. Ich werde Ihnen so[illegible] legenheit verschaffen, die Ri[illegible] meines Urteils zu erproben [illegible]

Nach diesen Worten ver[illegible] den Salon.

Ehrwarts letzte Bemerk[illegible] mutigte den ideal gestimm[illegible] schüchternen Freier, sodaß [illegible] unternehmend dem jungen A[illegible] entgegeneilte, als es zö[illegible] Schrittes herein kam.

„Ihr Herr Vater hat mir ge[illegible] fing er mit bebender Stim[illegible] „Ihnen die Gefühle innigst [illegible]